

Der magische Augenblick

Wenn sich im Film die Wahrheit offenbart

Ob uns das Leben sinnvoll erscheint, hängt allein von unserem Weltbild ab, von dem, was wir wahrnehmen und wie wir es empfinden, und nicht von irgendwelchen Theorien. Wenn wir leiden, wird uns kein Argument vom Gegenteil überzeugen, und wenn wir glücklich sind, kann keine Behauptung dieses Gefühl widerlegen. Für ein gutes Leben sprechen dieselben Gründe wie für einen guten Film: seine Bilder und ihre Wahrhaftigkeit.

Oft empfinden wir die Bilder als verlogen oder trivial, als kalkulierten Effekt oder öde Kopie der Realität, wir fühlen uns billig unterhalten oder plump belehrt und bereuen es, unsere Zeit so sinnlos vergeudet zu haben. Aber manchmal passiert es uns auch, daß wir mitten ins Herz getroffen sind: ein Film berührt uns so stark, daß wir es nie mehr vergessen können.

Dann sind wir nicht länger nur Zeugen spektakulärer Szenen, die uns daran erinnern, was unter Menschen denkbar und möglich ist, sondern es kommt uns vor, als schauten wir die Wahrbilder des eigenen Lebens. Wir begegnen den Personen auf der Leinwand, als seien es Facetten des eigenen Ich, wir erkennen an ihnen wieder, was uns selbst geschah.

Woran das liegt und was nötig ist, damit dies möglich wird, läßt sich nicht vorhersehen. Es genügt zu wissen, daß es sich einmal ereignen konnte. Seitdem sind wir für immer auf dem richtigen Weg. Und diesmal nicht, weil wir es hoffen oder weil es nach allem, was war, logisch und naheliegend sein sollte, sondern weil wir in diesen Bildern das eigene Leben atmen.

Allenfalls läßt sich beschreiben, wie wir danach die Welt empfinden, aber niemals wäre genau zu begründen, warum es uns gerade so widerfuhr. Und das macht den Unterschied: Alles ist verändert, wenn sich eine Wahrheit offenbart. Endlich haben wir das Gefühl, daß die Bilder uns an die Wirklichkeit binden. Und alles, was in ihrem Licht widerfährt, erscheint uns wie ein Beweis für die Ewigkeit.

Diese Momente sind selten und kostbar; ihre Harmonie ist immer bedroht, und das Zusammenspiel all der verschiedenen Kräfte, die sie erzeugen, scheint unergründlich. Und doch können sie uns jederzeit begegnen, verbirgt sich hinter jeder Erfahrung doch eine mögliche Erkenntnis: ein Blick – und die Liebe bricht aus.

Wir können uns über einen Film informieren und danach die Entscheidung treffen, ob wir ihn sehen wollen. Wenn wir wissen, wovon er handelt, zu welcher Zeit

und in welcher Umgebung er spielt, wer der Regisseur und die Hauptdarsteller sind, von wem die Musik stammt und in welchem Land er produziert wurde, dann haben wir Anzeichen dafür, ob ein Film uns überhaupt interessieren könnte, und vielleicht eine Vermutung, daß er uns gefallen könne. Aber wie er tatsächlich auf uns wirkt, erfahren wir erst, wenn wir seine Bilder sehen. Und so sehr wir auch vorher schon darauf eingestimmt waren, bereit, sie zu mögen und ganz konzentriert auf ihre Sprache zu achten, so sind wir doch außerstande, einen Film zu lieben, wenn er uns nicht ergriffen hat.

Vielleicht fühlten wir uns angeregt, nachdenklich gestimmt oder gut unterhalten, waren beeindruckt von seiner handwerklichen Perfektion, von der Musik, der Ausstattung oder der Glaubwürdigkeit eines Schauspielers – doch erst wenn ein Film verzaubert, wird er zu einem Teil von uns; erst die Erschütterung, die spontanes Glück erzeugt, macht ihn unvergeßlich.

Dabei kann es manchmal nur eine einzige Szene sein – darin eine Geste, ein Blick oder ein beiläufig gesprochener Satz –, die so tief unter die Haut geht, daß der Film seine wesentliche Bedeutung für uns erhält. Und es ist nicht entscheidend, ob die Dramaturgie der Handlung auf genau diesen Moment der Erkenntnis ausgerichtet war oder ob nur wir allein dieser Szene solchen Wert beimessen – für uns drückt sich darin das eigene Leben aus, und von da an bleiben die Bilder für immer im Gedächtnis.

Selbst in schlechten, ja verlogenen Filmen findet sich manchmal so ein magischer Augenblick – unfreiwillig und jäh herausragend, weil er plötzlich eine ursprüngliche Sehnsucht offenbart –, so wie es möglich ist, daß wir an einem bedrückend häßlichen Ort durch irgendeinen flüchtigen Eindruck an die Schönheit erinnert werden. Aber dann bleibt nur dieses eine Wahrbild zurück, und der Film oder der Ort versinken wieder ins Nichts ihrer Bedeutungslosigkeit.

Waren wir jedoch in der Handlung und den Bildern eines Film ohnehin schon geborgen wie in einer eigenen, vertrauten Welt, blieben wir gar fasziniert von Anfang bis Ende, dann behalten wir den ergreifenden Moment in Erinnerung als erfüllte Zeit, als ewigen Augenblick: Ein großartiger Film wurde gekrönt von einem Blick ins Paradies. Und wieder zu Hause, überkommt uns ein heftiger Wunsch: Wenn nur das Leben immer so wäre ...

OTTO TEISCHEL



Georg Wilhelm Pabst ist unter den großen deutschen Filmregisseuren noch immer der weitgehend Unbekannte. So geläufig dem Filmfreund auch die Titel seiner Filme sein mögen, eine wirkliche Auseinandersetzung mit seinem Werk hat bisher kaum stattgefunden. Noch immer leidet die Biographie dieses in seinen Anfängen kühnen und unerschrockenen Regisseurs unter dem Sündenfall einer unerzwungenen Rückkehr ins Dritte Reich. Die ideologische oder gar ästhetische Würdigung ist Pabst zumindest hierzulande weitgehend versagt geblieben. Widersprüchliche Vorurteile bestimmen noch immer den Blick auf sein Gesamtwerk.

Daran ändert auch der 130minütige Essayfilm *Der andere Blick* nichts, den die österreichischen Dokumentaristen Johanna Heer und Werner Schmiedel am

Im Sauses

Es ist eine recht schlichte Erkenntnis, auf die Detlev Buck seinen neuen Film und sein darin agierender Gefängnisdirektor ein ziemlich progressives Resozialisierungsprogramm aufbaut: „Gefangene